

Fazit

Die Geschichte, so hat der Philosoph Peter Sloterdijk einmal formuliert, sei „in erster Linie das Reich der Enttäuschungen“.¹ In dieser Diagnose stimmen ihm zahlreiche HistorikerInnen implizit zu, konstatieren sie in ihren Rekonstruktionen vergangenen Geschehens doch regelmäßig „Enttäuschungen“ und schreiben diesen allerlei Konsequenzen für den weiteren Verlauf der untersuchten Ereignisse zu. In aller Regel fehlt es aber an einer fundierten Auseinandersetzung mit diesen Erfahrungen, so dass sich diese Ausführungen lediglich auf eine gewisse Alltagsplausibilität stützen. Ausgehend von dieser Beobachtung, unternahm die vorliegende Studie den Versuch, Enttäuschungen explizit ins Zentrum historischer Analyse zu rücken. Den Untersuchungsgegenstand bildete die von der Kaiserlichen Marine um 1900 eingeleitete Flottenrüstung. Mit dem Blick auf verschiedene Kommunikationsräume war das Ziel, die argumentative Funktion von Erwartungs- und Enttäuschungsäußerungen zu analysieren, um diejenigen Strategien zu identifizieren, mit denen die Akteure sich und anderen das auf Jahre hinaus angelegte Flottenprojekt und sein Scheitern plausibel zu machen suchten. 1871 enttäuschte die Marine Politik und Öffentlichkeit in dem Moment, als das Deutsche Reich gegründet wurde; 1945 wiederum erfüllte die Marine die Erwartungen des „Führers“, aber das Reich ging unter. Dazwischen lag ein langer Weg des Umgangs mit Erwartungen und Enttäuschungen, in deren Mittelpunkt das Scheitern der Seestreitkräfte im Ersten Weltkrieg lag.

Die Marine litt von Beginn an unter einem Legitimationsdefizit, das aus der Enttäuschung von Politik und Öffentlichkeit über ihre marginale Beteiligung an den Einigungskriegen resultierte. Aus diesem Grund gelangte zum Ärger der höheren Seeoffiziere General Albrecht von Stosch an ihre Spitze. Er sollte die Seestreitkräfte – legitimiert durch seine militärischen und organisatorischen Leistungen – leiten und ihren Aufbau für das neue Reich gewährleisten. Dabei ging es für die Marineoffiziere zunächst darum, sich das Ansehen zu erarbeiten, das sie für nötig hielten, um neben dem Heer langfristig als fester Bestandteil der als unabdingbar angesehenen nationalen Institutionen anerkannt zu werden. Durch frühe Ansätze einer Geschichtspolitik versuchte die traditionslose Marine sich buchstäblich in den Nationalkrieg der Reichseinigung einzuschreiben. Doch die amtliche Militärgeschichtsschreibung verblieb in den Händen des Heeres, so dass es den Seestreitkräften auf diesem Feld nicht gelang, größere geschichtspolitische Wirkmächtigkeit zu entwickeln. Pläne, eine institutionalisierte historiographische Abteilung nach dem Vorbild des Großen Generalstabs zu gründen, scheiterten. Allerdings traten die Einigungskriege mit der Zeit als Legitimationsressource zunehmend in den Hintergrund. Die Marine rechtfertigte sich immer mehr durch das, was sie in Zukunft leisten werde.

¹ Sloterdijk, Zeilen, S 45.

General Stosch gelang es, durch eine offene Kommunikationspolitik gegenüber Öffentlichkeit und Reichstag dort nach und nach Vertrauen zu erwerben und die Ressourcen für einen Flottenaufbau zu sichern. Zunehmend inszenierten sich die Seestreitkräfte als Teil der Nation und bemühten sich, in der Öffentlichkeit präsent zu sein. Doch das nationale Interesse wandte sich gegen die Marine, als 1878 die Panzerfregatte *Großer Kurfürst* bei einem Unglück sank. Insbesondere die liberalen Parteien und ihre Presse leiteten aus der Katastrophe die Erwartung ab, an der Aufklärung beteiligt zu werden. Daraufhin unternahm Stosch eine Abkehr von seiner erfolgreichen Kommunikationspolitik und enttäuschte diese Erwartung immer wieder. In den Verhandlungen um die Ursachen des Unglücks transformierte sich die Erwartungsstruktur, die der Marinechef bisher bedient hatte. In der öffentlichen ‚Katastrophenbewältigungskommunikation‘ intervenierten anonyme Experten und versprachen der Öffentlichkeit die Aufklärung, die Stosch nicht leisten konnte – oder wollte. In ihrer Analyse lag die Ursache des Unglücks darin begründet, dass dem General das Fachwissen zur Leitung seiner Behörde abgehe. In der Konsequenz erweiterte sich der Legitimationskatalog, den Stosch bei Beginn seiner Amtszeit noch erfüllt hatte, um eine Expertenerwartung, die er nicht erfüllen konnte. Dieses Defizit blieb auch in den folgenden Jahren bestehen. Der Vorgang verweist auf die Bedeutung, die Erwartungen in der Politik – verstanden als Kommunikationsvorgang – spielen. Vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Entwicklung, die Fachwissen eine immer größere Bedeutung zusprach, transformierten sich auch die Erwartungsstrukturen, denen die Politik unterlag. Diese Entwicklung verlief jedoch keineswegs autonom oder anonym. Vielmehr setzten die Akteure das Expertenargument bewusst ein, um ihre Interessen voranzutreiben. Dies betraf die liberalen Parteien, die versuchten, die Krise zu nutzen, um ihre verfassungsrechtlichen Vorstellungen zu befördern ebenso wie frustrierte Admiräle, die den General an ihrer Spitze gern loswerden wollten. Insgesamt trugen sie alle dazu bei, den marinepolitischen Handlungsspielraum neu auszugestalten. Zukünftig musste, wer die Marine substanziell ausbauen wollte, Expertenansprüche erfüllen können. Die vorliegende Untersuchung machte insofern deutlich, welche bedeutende Rolle Erwartungen und deren Erfüllung zukam, um (Marine-)Politik umsetzen zu können.

Mit Wilhelm II. gelangte 1888 ein Mann an die Staatsspitze, der sich von Kindheit an für die Marine begeistert hatte und alles dafür tun wollte, eine große Seemacht aufzubauen. Seine ersten Regierungsjahre fielen mit einem neuen Bewusstsein für globalpolitische und ökonomische Themen zusammen. Der junge Kaiser griff diese aktuellen Inhalte auf und verwies immer wieder auf neue ökonomische und politische Ziele, die das Reich in das Zeitalter der unbestimmten, aber gerade deswegen konsensfähigen Weltpolitik führen sollten. Doch gelang es dem Monarchen nicht, diese Erwartungen sinnvoll mit seinen maritimen Interessen zu synchronisieren. Mit seinem quasiabsolutistischen Anspruch, die Regierungsgeschäfte bis ins Detail hinein persönlich zu leiten, stieß er schon bald auf Widerstand und Skepsis. Somit blockierte Wilhelm zunächst selbst die Bemühungen seiner Marine-Staatssekretäre, den Reichstag von der Finanzierung

einer verstärkten Flottenrüstung zu überzeugen. Dies hatte vor allem zwei Gründe: Erstens schrieben Öffentlichkeit und Parlamentarier dem Kaiser lediglich ein laienhaftes Verständnis für die Seefahrt zu und identifizierten nicht zuletzt deshalb die unsystematischen Flottenvorlagen mit seiner unsachlichen Marinepassion. Die Abgeordneten verlangten deshalb immer wieder einen detaillierten und durch nationale Interessen begründeten Plan, auf den sich die finanziellen und parlamentarischen Erwartungshorizonte einstellen konnten. Zweitens gelang es Wilhelms Marinestaatssekretär Hollmann nicht, die nach wie vor virulente Expertenerwartung zu erfüllen. Seine Versuche, in dieser Rolle Autorität auszuüben, scheiterten, und er musste seinen Posten schließlich räumen.

Sein Nachfolger Tirpitz stellte sich nun bei der Präsentation seines Flottenplans ganz auf die vorhandene Erwartungsstruktur ein. Durch ein Auftreten, das sich durch Sachlichkeit und Ruhe auszeichnete, hob er sich positiv vom häufig mit Hektik und Planlosigkeit assoziierten Kaiser ab. Er begründete seinen Flottenplan mit den Wirtschafts- und Sicherheitsinteressen der Nation und betonte die defensive Ausrichtung seines Projekts. Tirpitz orientierte sich in seiner Öffentlichkeitsarbeit an den Ansätzen, die es Stosch in den frühen 1870er-Jahren ermöglicht hatten, erste Erfolge für sein Ressort zu verbuchen. Mit Hilfe einer aufwendigen Propaganda, die von zahlreichen Wissenschaftlern unterstützt wurde, gelang es ihm nach und nach, die Schlachtflotte zu einem überaus populären Projekt zu machen. In den innerinstitutionellen Absichtserklärungen dagegen war Tirpitz' navalistisches Schlachtflottenkonzept von Beginn an gegen die britische Weltmacht gerichtet und sollte dem Ziel dienen, dem Reich langfristig den Weg zu einer Weltmachtstellung zu ebnen. Da der Navalismus den Aufstieg und Fall ganzer Nationen mit ihrer seemilitärischen Stärke verknüpfte, konnte sein Konzept innerhalb der Marine rasch auf fruchtbaren Boden fallen. Der „maritime Imperialismus“ (Rolf Hobson) lud geradezu dazu ein, die Interessen der Marine mit denjenigen der Nation zu identifizieren, so dass für das Land gut schien, was der Marine diene – und umgekehrt. Nach innen erhob Tirpitz die Ideologie des Navalismus zur Norm und unterband die Erörterung alternativer Konzepte. Er fürchtete, dass verschiedene Expertenauffassungen das gewonnene Vertrauen von Parlament und weiten Teilen der Öffentlichkeit in sein Konzept untergraben könnten. Deshalb wurden diejenigen Offiziere wie Karl Galster oder Lothar Persius, die schon vor 1914 auf die Fehlkonzeptionen und politischen Risiken des Tirpitz-Plans aufmerksam machten, ausgegrenzt oder zum Stillschweigen verurteilt. In der Öffentlichkeit gelang es ihnen nicht, gegen das durch einen riesigen Propagandaapparat gestützte Expertenimage des Staatssekretärs anzukommen.

Tirpitz war jedoch keinesfalls allmächtig. Im Gegenteil, obwohl er innerinstitutionell weitgehend unangefochten dastand, so war doch seine öffentliche Stellung stets prekär. Durch stete Erwartungserfüllung musste er sich bemühen, das „Vertrauenskapital“ (Tirpitz) beim Reichstag nicht zu verspielen. Zu diesem Zweck durfte er weder als ausführendes Organ des persönlichen Regiments Wilhelms II. erscheinen noch durch plötzliche Abweichungen von den Flottengesetzen das Vertrauen enttäuschen, von dem die weitere Finanzierung seines Plans abhing.

Deshalb musste der Staatssekretär auch die erratischen Interventionen Wilhelms II. in die Flottenpolitik immer wieder abblocken und dessen Expertenanspruch zurückweisen, ohne ihn jedoch zu verprellen. Denn verfassungsrechtlich hing seine Stellung eben auch vom Vertrauen des Monarchen ab. Beide Akteure verkörperten für die Öffentlichkeit die Flottenpolitik, allerdings mit entscheidenden Wahrnehmungsdifferenzen: Während der Kaiser sein Laienimage nie abschütteln konnte, aber den Seestreitkräften durch seine Reden und Auftritte mediale Aufmerksamkeit sicherte, erschien Tirpitz als der sachliche Fachmann, der die kaiserlichen Wünsche mit den nationalen Bedürfnissen in Einklang brachte.

Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg verfügten Tirpitz und die Marine über ein hohes gesellschaftliches Ansehen und eine breite Vertrauensbasis. Die durch die Öffentlichkeitsarbeit des Reichsmarineamts betriebene Erwartungsweckung „von oben“ verband sich mit Erwartungen „von unten“, die sich etwa im mitgliederstarken Flottenverein manifestierten. Die Legitimationsprobleme der frühen Jahrzehnte waren vermeintlich überwunden, denn die Flotte galt als der zukunftssträchtigste Teil der Nation, der weiteren ökonomischen und machtpolitischen Aufstieg zu verbürgen schien. In diesem Kontext avancierten die als technische Wunder inszenierten Schlachtschiffe und die mit ihnen verknüpften Vorstellungswelten zu einem Teil der Massenkultur. In militärischen Kategorien behauptete die Marineführung nach außen, die Flotte diene vor allem dem Friedenserhalt. Ein Angriff sollte auch für die größte Seemacht zu riskant sein, und wenn es doch zu einem Krieg komme, so sollte die Flotte unter der Führung des Obersten Kriegsherrn in der Lage sein, den Schutz der sogenannten Seeinteressen zu gewährleisten, also eine Blockade der Küsten zu verhindern und in einer Entscheidungsschlacht den Sieg zu erkämpfen.

Innerhalb der maritimen Führungselite herrschten dagegen in den letzten Friedensjahren ganz andere Erwartungen vor: Die Akteure konnten längst erkennen, dass die Flotte im Grunde nicht mehr finanzierbar war und auch strategisch die geplanten Aufgaben nicht mehr erfüllen konnte. Doch offenbar war es ihnen schon zu diesem Zeitpunkt unmöglich, diese Enttäuschung gegenüber der politischen Führung oder gar der Öffentlichkeit einzugestehen. Stattdessen hielten sie an ihren Plänen fest. Ein analoger Prozess spielte sich beim Heer ab, so dass Bethmann Hollweg sich bei seinem riskanten diplomatischen Manöver während der Juli-Krise 1914 auf Versprechungen verließ, die die hohen Militärs in ihrer internen Kommunikation längst nicht mehr uneingeschränkt teilten. Im Ergebnis trat das Reich mit hochriskanten, wenn nicht gar untauglichen Kriegsplänen und ohne klar definierte Kriegsziele in den Weltkrieg ein. So gesehen gab es schon vor 1914 keinen Raum, in dem Enttäuschung kommuniziert werden konnte. Die Erwartungslast hatte sich so stark mit den Ressortinteressen verknüpft, dass eine Verständigung über die Grenzen und Möglichkeiten der deutschen (Flotten-)Politik nicht mehr stattfinden konnte.

Im Krieg trat der Realitätstest für die mit der Hochseeflotte verknüpften Erwartungen ein. Schon in den ersten Kriegsmonaten fürchtete die Marine die Konfrontation mit der Enttäuschung. Vor dem Hintergrund der navalistischen Über-

zeugungen der Führungselite hätte dieser Legitimationsentzug nicht nur die Abdankung des Reiches aus dem Kreis der Weltmachtkandidaten bedeutet, sondern auch die herausgehobene soziale Stellung der eigenen Institution gefährdet. Aus diesem Grund bemühte sie sich um ein Erwartungsmanagement, das sich immer auch als Enttäuschungsprävention verstehen lässt. Die Erwartungen der Öffentlichkeit sollten so gelenkt werden, dass sie das Vertrauen in die Seestreitkräfte und ihren Glauben an einen Sieg nicht verloren. Doch dieses Verfahren brachte neue Probleme mit sich und löste auf der Ebene der Presseabteilung jahrelange Debatten darüber aus, welche Erwartungsausprägungen legitim seien. Einerseits mussten die Siegeserwartungen hochgehalten werden, andererseits durften sie nicht derartig hoch gesteckt werden, dass Rückschläge sofort zum Vertrauensentzug führten.

Im Zuge dieser Bemühungen verlagerte Tirpitz durch ein aufsehenerregendes Interview die Erwartungen von der Schlachtflotte auf die durch Überraschungserfolge positiv aufgefallenen U-Boote. Diese Erwartungsverlagerung forcierten die verantwortlichen Offiziere angesichts der in Passivität verharrenden Großkampfschiffe immer stärker. Nachdem auch die zum Prestigeerfolg stilisierte Skagerrakschlacht an der strategischen Lage nichts ändern konnte, geriet der U-Bootkrieg als einziger Aktivposten der Marine noch deutlicher in den Fokus. Um diese Kriegsführung in uneingeschränkter Form durchzusetzen, gab die Marineleitung schließlich mehrfach terminierte Prognosen ab, die ein hohes Enttäuschungspotential in sich bargen. Spätestens ab Herbst 1917, als die Versprechungen sich als unerfüllbar erwiesen, fiel es der Marine deshalb zunehmend schwerer, die Öffentlichkeit überhaupt noch zu erreichen. Trotz punktueller Mobilisierungserfolge setzte ein allgemeiner Vertrauensverlust ein, bis eine baldige Niederlage wahrscheinlich wurde. Die permanenten Vertröstungen gelangten an ihr Ende, und die Konfrontation mit der Enttäuschung erschien unausweichlich. In diesem Moment entwickelte die Marineführung einen apokalyptischen Operationsplan, der es ihr erlaubte, mit der Enttäuschung auf eine Weise umzugehen, die zum einen die Seemachterwartungen für die Zukunft konservierte und zum anderen die Chance bot, die eigenen Erwartungen an ehrenvolles Sterben zu erfüllen und der Bevölkerung zu demonstrieren, dass die Marine am großen Krieg sichtbar beteiligt war. Als der Plan an der Matrosenrevolte scheiterte, die sich schließlich zur Revolution auswuchs, waren die Offiziere zwar konsterniert, sahen aber keinen Anlass, ihre Pläne und Absichten zu hinterfragen. Vielmehr setzte intern bereits eine Erwartungsvereisung ein, die darin bestand, an den eigenen Zielen festzuhalten, um diese, sobald es möglich schien, wieder offensiv anzustreben. Nachdem auch die Selbstversenkung der Schlachtflotte in der englischen Internierung in Scapa Flow das Ansehen der Marine nicht restaurieren konnte, schien die Lage zu Beginn der 1920er-Jahre verzweifelt. Kaum eine politische Gruppe war bereit, die Seestreitkräfte zu unterstützen, und die Bevölkerung wandte sich von der noch vor 1914 so populären Teilstreitkraft ab. Vielmehr sah sich die Marine mit den Vorwürfen der Kriegsschuld, der militärischen Nutzlosigkeit und der von ihr ausgehenden Revolution konfrontiert. In dieser Erzählung, welche die Verspre-

chungen der Marineführung vor 1914 an den kläglichen Ergebnissen von 1918/19 maß, lag für die Seestreitkräfte die Gefahr begründet, sich auch unabhängig von den Versailler Vertragsbedingungen mit einer unbedeutenden Rolle neben dem Heer abfinden und zugleich ihre Weltmachthoffnungen aufgeben zu müssen.

In dieser Situation betrieben die Akteure eine Geschichtspolitik, mit der sie langfristig wieder die Deutungshoheit zu erringen hofften. Großadmiral Tirpitz, dem es nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Staatssekretärs gelungen war, sein Ansehen bei Siegfriedensanhängern zu erhalten und als Exponent der Vaterlandspartei Führererwartungen auf sich zu fokussieren, verbündete sich mit ihm wohlgesonnenen Historikern. Mit Unterstützung dieses Netzwerks stürzte er sich in die geschichtspolitischen Kämpfe der Weimarer Republik, in der sich die unterschiedlichen politischen Lager feindlich gegenüberstanden. Seine Veröffentlichungen produzierten ein Narrativ, das es der eigenen Gruppe erlaubte, an ihren Erwartungen festzuhalten und ihrer Arbeit für die deutsche See- und Weltmacht Sinn zuzusprechen, wenngleich diese gescheitert war. Tirpitz offerierte den Marineangehörigen eine Rechtfertigungserzählung, die die Enttäuschung nicht durch ihre eigenen Ziele und Handlungen ausgelöst sah, sondern die Verantwortung auf andere und deren überzogene Erwartungen absob. Innerhalb der eigenen Gruppe gerann diese Erzählung bald zum Standard und verband sich mit der amtlichen Aufarbeitung der Seekriegsgeschichte in der Kriegswissenschaftlichen Abteilung des Admiralstabs beziehungsweise dem Marine-Archiv. Diese Institution hatte ihren Ausgangspunkt in der Enttäuschungskonstellation des Weltkriegs genommen. Sie hatte von Beginn an zwei nur schwer miteinander in Einklang zu bringende Ziele: den Seekrieg vor der Öffentlichkeit zu rechtfertigen und zugleich kritisch aufzuarbeiten. Im Kontext der Niederlage blieb es allerdings bei der Rechtfertigungsgeschichte. Dabei versuchte sie, den Krieg so umzudeuten, dass am Ende keine Enttäuschung stand, sondern vielmehr Stolz auf das Geleistete. Damit sollte das verlorene Vertrauen zurückerobert werden. Trotz breiter publizistischer Streuungsversuche zweifelten die Akteure allerdings selbst immer wieder am Erfolg ihrer Bemühungen und sahen sich weiterhin gesellschaftlich isoliert. Immerhin gelang es dem Marine-Archiv, sich innerhalb der Weimarer Wissenschaftslandschaft als selbstständige Größe zu etablieren und die eigene Überlieferung weitgehend vor kritischer Durchsicht zu schützen. Einen wichtigen Beitrag hierzu leisteten die Historiker Fritz Kern und Hans Hallmann, die das Historische Seminar der Universität Bonn zu einem Zentrum akademischer Marinegeschichte im Tirpitz-Geist ausbauten. Solche Koalitionen waren besonders wichtig, da die Debatte um die Marine sich zunehmend in die Zeitgeschichte verschob. Auf diesem Feld beanspruchten nun Historiker eine überlegene Deutungskompetenz gegenüber den Marineoffizieren. In dieser Frage prallten Expertenansprüche aufeinander, weshalb es besonders wichtig war, Verbündete aus dem jeweils anderen Feld zu gewinnen, um die eigenen Aussagen zu legitimieren.

Insgesamt lassen sich beim Blick auf die maritime Geschichtspolitik der Weimarer Jahre die Prozesse der „Selbsttagitation und der Diskriminierung des Zweiflers“ (Heinrich Popitz) beobachten. Dies sorgte für eine Binnenintegration der

Anhänger, die durch die gefühlte gesellschaftliche Isolation zusätzlich verstärkt wurde. In diesem Kontext war das wichtigste Argument der Rechtfertigungserzählung, dass nicht die Marine die Bevölkerung, sondern die Bevölkerung die Marine enttäuscht habe. Eine solche Sichtweise schirmte die eigenen Pläne und die angemäße Expertenrolle gegen jegliche Kritik ab. Im Grunde war damit die Öffentlichkeit selbst schuld an der Niederlage, die – so das Narrativ – vermeidbar gewesen wäre, wenn sie den Flottenexperten und ihren Plänen weiter gefolgt wäre. Hier wird deutlich, dass die beobachteten Akteure die Niederlage weniger verdrängten als sich der Anerkennung verweigerten, dass die Enttäuschung Konsequenz ihrer Pläne sein sollte. In den Worten des Admirals Carl Hollweg: „Der Flottenbau ist verfolgt [worden] nach aus der Geschichte abgeleiteten, ewig gültigen [sic] militär-maritimen Grundsätzen. Der Krieg ist kein Gegenbeweis [...] Die Misserfolge im Kriege sind durch die Politik und durch Führerfehler entstanden.“² Diese Aussage führt die „Erwartungsvereisung“ (Heinrich Popitz) noch einmal in aller Klarheit vor Augen. Hier erklärte der Tirpitz-Vertraute den Navalismus schlicht für enttäuschungsresistent, denn wie könnten ewig gültige Wahrheiten je falsch sein?

Der Kreis um Alfred v. Tirpitz zog die Richtigkeit der ursprünglichen Pläne nicht in Zweifel. Seines Erachtens hätte Deutschland um 1900 das Potential gehabt, mittels einer starken Flotte die Weltmachtstellung zu erringen. Den Glauben an dieses Potential ließ er sich nicht nehmen. Obwohl sich nach Tirpitz' Tod vereinzelt Kritik an seinem Plan auch im eigenen Lager regte, so führte diese doch zu keiner Abkehr. Im Gegenteil, nach 1933 gewann das Tirpitz-Narrativ die Oberhand, während die Gegner von links-republikanischer Seite nicht mehr veröffentlichen konnten. Doch auch damit verschwand die Enttäuschung nicht. Dies hing mit dem Umstand zusammen, dass die Rechtfertigungserzählung immer auf die Enttäuschung verweisen musste, um dann die Gegenargumente zu entfalten. Demzufolge blieb die Enttäuschungserzählung fester Bestandteil der Argumentation und damit weiterhin virulent. Erst der Zweite Weltkrieg bot die Möglichkeit, wieder auf einer praktischen Ebene zu beweisen, was die Flotte für das Reich zu leisten imstande sei. Doch zum dritten Mal in Folge kam der Krieg für die Marine zur Unzeit. Aus diesem Grund griffen dieselben Muster, die schon den Umgang mit der Enttäuschung im Ersten Weltkrieg gekennzeichnet hatten, nur mit dem Unterschied, dass diesmal eine apokalyptische Deutung des Geschehens schon vom ersten Tag an handlungsleitende Kraft entfaltete. Diese Geisteshaltung verstärkte sich dadurch, dass Hitler die Enttäuschung nutzen konnte, um die Marine unter Druck zu setzen, ihn bis zum Ende zu unterstützen. So kam es zu einer Kongruenz zwischen den apokalyptischen Absichten des „Führers“ und der Seestreitkräfte, an deren Ende zwar die gewünschte Anerkennung stand, das Reich aber in Trümmern lag.

Insgesamt zeigte sich, dass die Analyse von Erwartungen und Enttäuschungen einen Ansatz bildet, um längerfristige Zeiträume, Erwartungstransformationen

² Hollweg an Thimme (19.02.1921), in: BA-MA, RM 3/11679, Bl. 118–121, hier Bl. 121.

und deren Auswirkungen in den Blick nehmen zu können. Erwartungen und Enttäuschungen erwiesen sich immer wieder als überaus wichtige Antriebskräfte politischen Handelns. Die Analyse der Erzählungen, mittels derer Individuen oder Kollektive Enttäuschungserfahrungen verarbeiten und sich über solche Brüche hinweghelfen, trägt dazu bei, wichtige Kontinuitätsfragen der deutschen Geschichte neu zu stellen, vor allem die Frage nach der Kontinuität zwischen den wilhelminischen Weltmachthoffnungen und den sich radikalisierenden Hege-monialbestrebungen in zwei Weltkriegen. Zumindest für die Marine erweist sich eine hohe Persistenz der einmal gesetzten Ziele, die durch nichts zu erschüttern waren. Diese Kontinuität stellten die Akteure selbst über alle Brüche bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in ihren institutionellen Selbsterzählungen her. Es wäre sinnvoll zu fragen, welche Prozesse der Erwartungsvereisung sich bei anderen Gruppen oder Institutionen beobachten lassen. Insofern wäre auszumessen, ob Erwartungsvereisungen die Marine im besonderen Maße kennzeichnen oder inwiefern sich diese auch anderswo beobachten lassen. Lohnenswert erscheint dabei auch ein Blick ins Ausland, etwa auf die *Royal Navy*, die ebenfalls mit unerfüllten Erwartungen zu kämpfen hatte, aber nach dem Krieg immerhin darauf verweisen konnte, dass sie zum Sieg beigetragen hatte. In Deutschland dagegen fand die Kommunikation über Enttäuschung ausschließlich vor dem Hintergrund der Niederlage statt.